

Die Juden und der Gottesbeweis des Johannes

Bemerkungen zu Joh 10,34

Herbert Rosenkranz*

In Reaktion auf den Beitrag von Jean-Marc Chouraqui in FrRu 8(2002)181-200 verweist Prof. Herbert Rosenkranz auf die seines Erachtens irreführende deutsche Übersetzung des Wortes „Elohim“ in Ps 82 mit „Götter“ (Martin Buber; Einheitsübersetzung). Die in Joh 10,34 Jesus in den Mund gelegte Beweisführung, sein Gottgleichsein sei ja bereits in der Schrift verbürgt und sei nicht anstößig, erscheint Rosenkranz als „Umstellung der Weiche“ einer Psalmaussage, die, wie er darlegt, auch anders verstanden werden kann, bzw. muß (Anm. d. Red.).

In dem Artikel „Gedanken eines Juden über Jesus“ zitiert Jean-Marc Chouraqui eine Aussage Jesu, mit der dieser den Anspruch eines Gottmenschen behauptet: „Heißt es nicht in eurem Gesetz: *Ich habe gesagt: Ihr seid Götter?*“ (1 Joh 10,34). Diese Übersetzung, die auch von Martin Buber – unter Anführungszeichen – zitiert wird, ist irreführend.

Die Wesenheit Gottes wird wiederholt auch Mose zugesprochen: In Ex 4,16 wird Aaron von ‚Elohim‘ dazu bestimmt, anstelle von Mose das Gotteswort zu verkünden: „*Er wird für dich der Mund sein, und du wirst für ihn Gott sein.*“ Auch in der Ankündigung des Gottesgerichtes über den Pharao (Ex 7,1) wird Mose zum ‚Elohim‘ bestimmt: „*Hiermit mache ich dich dem Pharao zum Gott; dein Bruder Aaron soll dein Prophet sein.*“

Zu Mose wendet sich auch das Volk, um „Gott zu erforschen“ und nach göttlichem Recht Unstimmigkeiten mit dem Nächsten zu schlichten, denn Gott ist durch Mose gegenwärtig (Ex 18,15-16.19). Und wie Mose über den Rat der

* Prof. h. c. Dr. phil. Herbert Rosenkranz (Foto in FrRu 7[2000]265), Jerusalem, geb. 1924 in Wien, Emigration nach Riga (Lettland), 1941-1947 in russ. Internierungslagern, 1947-1953 Studium in Wien von osteurop. Geschichte, Germanistik und Judaistik, 1953 Promotion, Einwanderung nach Israel, 1955-1989 Archivar und Historiker in Yad Vashem, 1968-1977 Deutschlektor an der Hebr. Universität, 1987 Gastlektor an der Jüdischen Hochschule in Heidelberg, 1989-1993 Gastlektor an Theol. Fakultäten und Dialogkreisen von Hamburg bis Basel.

siebzig Ältesten, dem Vorbild des Synhedrions, Gottes Geist ausgießt (Num 11,16-17.24-29) und sinnbildlich auf Josua überträgt (Dtn 31,1-8), wird er von *Elohim* über die Propheten und Richter in jeder Generation ausgegossen (Dtn 18,8). Der „Mann Gottes“ (*Isch Elohim*) ist besonders im zweiten Buch der Könige und im Propheten Jeremia ein häufiger Begriff.¹

Die Gott-Wesensähnlichkeit des Gottesrecht sprechenden Richters bürgert früh die Sprachwendung ein, daß man sich an *Elohim* wendet, wenn man zu Gericht geht. So heißt es unmittelbar nach der Verkündung der Zehn Gebote, daß ein jüdischer Sklave, der im Sabbatjahr nicht freigehen will, da er die Liebe zu einer kanaänischen Sklavin der persönlichen Freiheit vorzieht, zu *Elohim* gebracht werden soll, um ihm am Türpfosten des Gerichts das rechte Ohrläppchen zu durchbohren, als Zeichen, daß er immer seines Herrn Sklave bleibt (Ex 21,5 f.; Dtn 15,16 f.).

Einige Verse weiter (Ex 22,6 f.) steht die Aufforderung, daß der Hüter eines ihm anvertrauten Gutes, wenn es ihm entwendet wurde, vor *die Elohim* gebracht werden soll, um zu schwören, daß er sich nicht selbst am Eigentum des andern vergriffen hat.

In der Mischna zum Versöhnungstag (mYom 8,9) heißt es: „Sünden eines Menschen gegen Gott sühnt der Versöhnungstag, Sünden eines Menschen gegen seinen Mitmenschen sühnt der Versöhnungstag nicht.“ Dazu sagte Rav Josef bar Chabu zu Rabbi Abbahu (beide um ca. 300 n. Chr.): „Sühnt etwa der Versöhnungstag die Sünden eines Menschen gegen seinen Mitmenschen nicht? Es heißt doch: ‚Wenn ein Mensch sich gegen seinen Mitmenschen verfehlt, dann besänftigt ihn Elohim‘ (1 Sam 2,25). Mit ‚Elohim‘ ist Gott als Richter gemeint. Die Mischnastelle ist also so zu verstehen: Wenn ein Mensch sich gegen einen Menschen versündigt, dann verzeiht ihm (der Richter) Gott [...] Der sündige Mensch muß aber Buße und gute Handlungen tun.“

Beim jüdischen Morgengebet am Dienstag heißt die Einleitungsformel zu Psalm 82, auf den sich Jesus bezieht: „Heute ist der dritte Tag in der Sabbatwoche, an dem die Leviten im Hause des Heiligtums zu sagen pflegten.“² Dann folgt der erste Psalmvers: „Elohim befindet sich in der Gemeinde Gottes; im Kreis der Götter hält er Gericht.“ Es ist demnach nicht irgendeiner von den hundertfünfzig Psalmen, sondern jener Stufengesang, der mit den Worten „Ihr alle seid Söhne des Höchsten“ die Aufforderung zur Teil-

1) 2 Kön 1; 4-6; 8; Jer 6; 11; 13; 15; 16; 25; 35.

2) Sidur Sefat Emet. Mit deutscher Übersetzung von Rabbiner Dr. S. Bamberger, Victor Goldschmidt Verlag, Basel 1992, 67.

habe an der Gottessohnschaft erteilt, der jeden Dienstagmorgen im Tempel von den Leviten den betenden und opfernden Juden als verpflichtendes Gemeingut durch die Ausübung von Gerechtigkeit eingeprägt wurde.

An dieser Stelle hätte Jesus sagen sollen: „Ich habe gesagt, *Ihr seid Elohim*.“ So sollte der Vers zitiert werden, und nicht als Bezug auf Götter. Als Schlußfolgerung der Gottessohnschaft, die der Psalm nicht aussagt, stellt Johannes die Weiche um und entfremdet Jesus dem Bewußtsein der allgemeinen Geborgenheit in der Sohnschaft Gottes und ihrer Verpflichtung, und engt sie auf die persönliche Berufung Jesu ein. Dieser – das Volk Israel faktisch entmündigende – Schritt entspricht mitnichten dem jüdischen Selbstverständnis. Wenn sich Jesus zur Vaterschaft Gottes und zur Gottessohnschaft bekennt, spricht er jüdisches Gemeingut an. Und wenn er auf die Frage nach der Gottessohnschaft antwortet, „Ich bin’s“, so impliziert seine Erwiderung für die Zeitgenossen unausgesprochen die Ergänzung „[...] wie jeder andere Hebräer auch“.

Sofern sich Juden gläubig zu Jesu Sendung bekannten, bildete für sie, wie die historischen Beispiele anderer zeitgenössischer Messiasse lehren, weder die Gottessohnschaft noch die davidische Abstammung eine relevante Frage.

„Der Unterschied in der Auslegung des Tenach“, erkennt der katholische Theologe F.-E. Wilms, „besteht nicht im formellen Vorgehen, sondern darin, daß die meisten frühjüdischen Ausleger noch auf die Tage des Messias warten. Es gibt kein ‚harmonisches‘ Messiasbild, sondern eine Fülle von Aussagen, die von einem, oder – gemäß der drei Ämter (König, Priester und Prophet) – von mehreren Messiasen sprechen [...]“

Im Gegensatz zum christlichen Bekenntnis kennt das offizielle Judentum keine Messianologie [...] Wichtiger ist den Juden die Hoffnung auf die endgültige Erlösung Israels und die Umgestaltung der Welt, der kommenden Weltzeit [...] Der große Wirkende ist Jahwe selbst, daher können Zukunftshoffnungen ohne Messias auskommen.“³

3) Franz-Elmar Wilms, Der Messias – jüdische und christliche Hoffnungsbilder, in: Information für den RU an Realschulen und Gesamtschulen. Institut für Religionspädagogik der Erzdiözese Freiburg, 9/1989, Heft 2, 9-40.12.14.